

Lesen wir über Geld Die SZ-Wirtschaftsredaktion empfiehlt Bücher für Weihnachten

Roman einer Epoche

Da ist Freddy, ein afrikanischer Fußballer mit seltsamer Haltung und Hoffnung auf ein Millionenalär. Roger, dem wegen Verschwendung die Pleite droht, wenn sein Banker-Bonus mal eine Million Pfund unterschreitet. Und Zbigniew, ein polnischer Handwerker, der in London in Aufträgen ertrinkt, weil seine britischen Konkurrenten übersteuert sind und unzuverlässig. Freddy, Roger und Zbigniew sind drei der vielen Figuren, die der Autor leichthändig zu einem Epochenroman verwebt. Nein, das Wort ist nicht zu groß: John Lanchester setzte sich ein paar Jahre hin, um aus seinem Zeitalter die Essenz zu destillieren. Und „Kapital“ fängt mit seinen ganzen Figuren tatsächlich das London des Booms ein, des unerhörten Booms vor der Finanzkrise: den Hunger nach Aufstieg und die

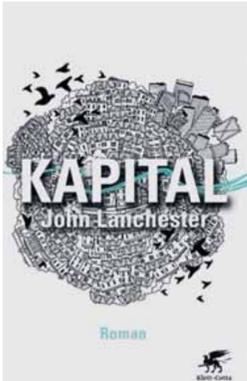
Gier der Aufgestiegenen, die Mühen der migrantischen Dienstleistungsarmee und die Spekulation auf immer noch höhere Immobilienpreise.

Hauptfiguren dieses Romans sind nicht nur Menschen, sondern auch die Häuser einer Straße. Einer Straße im Süden Londons, einst Quartier für jedermann, heute Bankern und anderen Millionären vorbehalten: „Jetzt aber wurden die Häuser für die Menschen, die bereits darin wohnten, so wertvoll und für die, die gerade erst einzogen, so teuer, dass die Gebäude selbst die Rolle von Hauptdarstellern übernahmen.“

Der Titel Kapital hat zwei Bedeutungen: Es bezeichnet die Geldströme, die alles durcheinanderwirbeln – und das englische Wort für Hauptstadt. Wobei der Dickroman von John Lanchester nicht nur ein Panorama Londons ist, sondern auch das anderer Hauptstädte von Industriestaaten: die Einsamkeit der Alten, die Muslime unter Terrorverdacht, die Sehnsüchte der Normalverdiener – und der Reichtum einer Bankerkaste, der vermeintlich todsicheren Algorithmen entstammt, die Abteilungsleiter Roger längst nicht mehr versteht. Und dann schüttelt die weltweite Finanzkrise alles durch.

Ist der Roman daher nur Abbild der Vergangenheit? Von wegen. Londons Banker verdienen längst wieder prächtig. Und der Immobiliencrash, den Lanchester voraussah, kam gar nicht. Nach kurzer Delle steigen die Preise erneut, weil sich Vermögende aus aller Welt in London einkaufen. Diesmal, bekennt der Autor im Gespräch ratlos, sieht er nicht, wie es einen Crash geben könnte. Obwohl er die Immobilienpreise so übertrieben findet.

Setz' dich hin, Mann, und schreib weiter. ALEXANDER HAGELÜKEN



John Lanchester: Kapital. Klett-Cotta. 682 Seiten. 24,95 Euro.

Steckdose statt Schrippe

Das St. Oberholz in Berlin-Mitte gilt als Treffpunkt der digitalen Boheme. Kein Wunder, gibt es doch etwa 300 Start-ups in der Umgebung des Rosenthaler Platzes. Die meisten machen was mit Internet oder Computern. In der Nähe stand die Wiege des Unternehmens booking.com, arbeitet brands4friends.de, führt der Weg in die Altbau-Etage von hipaway.com. Vielen Gründern dient das St. Oberholz mit seinem kostenlosen Drahtlos-Netzwerk und unzähligen Steckdosen als Kaffeehaus und Ersatzbüro. Auch als Retrobar, denn das über hundert Jahre alte Eckhaus neben der Treppe in die Abgründe der U 8 bietet schon als Gebäude Geschichte und Geschichten. Es ist ein Ort der Niederlage des

amerikanischen Fastfood-Imperialismus. Hier scheiterte der erste Burger King auf ehemaligem DDR-Boden. Hier ließ lange vor DDR-Zeiten der Schriftsteller Alfred Döblin in seinem Roman „Alexanderplatz“ den Helden Franz Biberkopf aus der Tram-bahn steigen und auf seine Freundin Mieke warten. Das Lokal hieß damals Aschinger. Döblin kam oft hierhin. Es war das Etablissement Nummer neun der Imbisskette, wo die Gäste das Würstchen bezahlten und dazu so viele Schrippen essen durften, wie sie konnten. Sogar das Mitnehmen von Semmeln wurde damals toleriert.

Die Kultur der kostenlosen Zugabe gehört also zur Tradition des St. Oberholz. Wan und Steckdosen statt Gratis-Schrippen. Mit dem Selbstbedienungscfé hinter hohen Fenstern und auf zwei Etagen hat sich Ansgar Oberholz, 40, im Sommer 2005 einen Traum erfüllt, der ihm auch Alpträume bereitete. Darüber hat der frühere Teilhaber einer Werbeagentur ein Buch geschrieben: „Für hier oder zum Mitnehmen?“ Darin geht es weniger um die digitale Boheme, die brav ihre Latte trinkt, Designer-Backwerk zerkaut, auf den Laptop hackt und nie die Zeche prellen würde. Oberholz widmet sich den Außenseitern, die ihn in Situationen bringen, die in keinem Businessplan vorkommen. Der verwirrt Senior, die aus dem Altenheim geflohen ist. Dem Stammgast, der die Kellnerin nervt, weil er Pornofilme guckt. Dem Penner, der im Lokal masturbiert.

Herausgekommen ist ein angeblich teilweise fiktiver Roman, voller krummer Lebensläufe. Wie dem von Ansgar Oberholz selbst, der sich an der Uni in Physik, Mathematik, Informatik, Philosophie versucht hat, ebenso als Musiker und Betreiber einer Modelagentur. Dann wurde er Wirt. Und nun ein Roman. MICHAEL KUNTZ



Ansgar Oberholz: Für hier oder zum Mitnehmen? St. Oberholz – der Roman. Ullstein extra. 238 Seiten. 14,99 Euro.

Helden der Arbeit

Herr Buchser muss mit seiner Frau in das Hotel Bergruhe fahren. Tatsächlich richtig in den Urlaub, auch wenn er in seiner Firma etwas verpassen könnte. Und zu Hause ist es doch sowieso schöner – und ruhiger. Herr Gruber verordnet seinen Kindern am Sonntag Quality Time mit ihm. Badminton spielen im Regen. Ob sie wollen oder nicht. Schließlich steht es so im Terminplaner.

Und Herr Schwegler wartet abends im Büro noch die Putzkolonne ab, um die Spuren für den nächsten Morgen zu legen: Zigarettensammel, fünf halb leere Kaffeebecher und eine scheinbar ungeduldig abgelegte Jacke. Damit es so aussieht, als wäre er schon ganz früh da gewesen. Vor allen anderen. Ein Held der Arbeit, eben. Zumindest nach außen hin. Deshalb fährt er auch

mit dem Taxi nach Hause und lässt den BMW in der Tiefgarage stehen. Gut sichtbar für alle Kollegen: Ah, Schwegler ist schon oder noch da.

In seinem Buch „Abschalten. Die Business Class macht Ferien“ hat der Schweizer Autor Martin Suter seine Kolumnen zu einem bestimmten Thema zusammengefasst: Wie Manager versuchen, Urlaub zu machen oder eher – wie sie versuchen, eben dies zu vermeiden. Ja, die Manager in der Kolumnen-Sammlung sind schon arm dran. Getrieben von ihren Ängsten, im Job nicht gebraucht oder von einem anderen ausgespielt zu werden. Und verfolgt von Beklemmungen, wie sie im Urlaub und ihrer Freizeit mit ihren Kindern umgehen sollen. So richtig gut kennen sie sie ja nicht, und außerdem lassen diese Kinder doch tatsächlich die natürliche Manager-Autorität eiskalt an sich abperlen. Und einfach abmahnen oder entlassen kann man sie ja nicht. Was die Manager-Väter ärgerlich und unheimlich zugleich finden.

Natürlich, sagt Martin Suter selbst, schreibt er in seinen Satiren nur über die Manager, die es verdient haben und die es schlecht machen. Alles, den Job und das mit der Familie ebenfalls. Die Guten, die gibt es natürlich auch, sagt Suter. Aber die seien ja langweilig.

Die Geschichten, die Martin Suter erzählt, sind es nicht. So kann der Leser einerseits über diese verrückten Manager staunen, die denken, zwei Stunden Quality Time im Monat mit den Kindern würden sicherlich 18 Jahre Abwesenheit wiedergutmachen. Und andererseits kann sich der Leser auch selbst wiedererkennen. Denn all diese Ängste und Beklemmungen, all diese Einsamkeiten und Verdrucksungen, sie sind doch vor allem eines: zutiefst menschlich. HANNAH WILHELM



Martin Suter: Abschalten. Die Business Class macht Ferien. Diogenes. 182 Seiten. 14,90 Euro.

Von neureichen Prassern

Wer sich in die Weihnachtseinkäufe stürzt und sich selbst und die anderen beobachtet, fragt sich manchmal, warum es vielen Menschen eigentlich so Freude macht, viel Geld für Schmuck, Smartphones, Düfte und sonstige Dinge des Konsums auszugeben. Und warum es eigentlich neue Dinge sein müssen, obwohl die alten doch noch einwandfrei funktionieren. Eine einleuchtende Erklärung dafür hat der amerikanische Soziologe Thorstein Veblen 1899 beschrieben, der sich mit den Sitten und Gebräuchen seiner Zeit beschäftigt hat. Objekt seiner Neugier waren die neureichen Familien, die mit ihrem Geld prasseten. Verhaltensweisen, die er bei ihnen beobachtete, beschrieb er als Phänomene des demonstrativen Konsums, demonstrativer Verschwendung und demonstrativer Mühe. Geld an sich ist nicht sichtbar. Wer seinen Reichtum zur Schau tragen wolle, der müsse entsprechend sichtbar einkaufen.

1899 veröffentlichte der Ökonom das Buch „The Theory of the Leisure Class“, was so viel wie „Die Theorie der müßigen Klasse“ bedeutet. Für die deutsche Erstausgabe des unterhaltsam geschriebenen Werkes hätte der Verlag Kiepenheuer & Witsch wohl keinen passenderen Zeitpunkt finden können als die Wirtschaftswunderzeit. 1958 kam es als „Theorie der feinen Leute“ in die Buchhandlungen.

Schon der amerikanische Ökonom hatte beschrieben, dass sich der Geltungskonsum nicht auf die Neureichen beschränke. Veblen beobachtete es auch bei Kirchenvertretern, und heutzutage ist es selbst bei manchem grünen Konsumenten sichtbar, wenn er ein Auto mit Hybridantrieb kauft. Eben eines, das sich bereits reihenweise Hollywoodgrößen zugelegt haben. Heute gehören die Schauspieler zu der Elite, an der sich Konsumenten orientieren. Unser



Thorstein Veblen: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Fischer. 382 Seiten. 11,95 Euro.

Aufwandsniveau werde von jener Klasse bestimmt, die im Hinblick auf das Prestige eine Stufe höher steht als wir selbst. So dass vor allem in einer Gesellschaft, in der die Klassen nicht durch besondere Schranken getrennt sind, alle Normen des Prestiges auf die Gewohnheiten der gesellschaftlichen und finanziell höchsten, „nämlich der reichen müßigen, Klasse zurückgeführt werden können“, schrieb Veblen, der sich als ein scharfsinniger Analytiker erwies hat. Falsch lag er indes mit Prognosen wie der, dass die Gewohnheit zu rasieren genauso überholt sein werde wie das Tragen von Perücken. Aber selbst die Gedankenspiele Veblens dazu sind eine geistreiche Lektüre. CASPAR DOHMEN

Teilen, teilen, teilen

Es gibt den Traum von einem Europa, in dem alle Schulden getilgt sind und der Euro die größte Krise seiner Geschichte überwunden hat. Der österreichische Globalisierungskritiker Christian Felber träumt diesen Traum und hat ihn in seinem Buch „Retten wir den Euro“ beschrieben. Und dieses Buch handelt auch vom Teilen – es ist also genau das Richtige für die Weihnachtszeit.

Europa hat milliarden schwere Rettungspakete auf den Weg gebracht, um Griechenland und andere marode Euro-Staaten vor der Pleite zu bewahren und deren Banken zu retten. Nur genutzt hat es bislang nicht viel. Bei der Fülle an Euro-Büchern, die in diesem Jahr in die Buchhandlungen gekommen sind, hebt sich Felber dadurch ab, dass er die aufgelaufenen Schulden in Billionenhöhe über EU-weite Transaktions-, Vermögens-, Kapitalertrags- und Gewinnsteuern tilgen will. Die Idee ist bestechend. Immerhin beträgt das Privatvermögen in den Euro-Ländern etwa das Fünffache der Staatsschulden. Würde man alleine das Vermögen der zehn Prozent Reichsten mit einem Prozent pro Jahr besteuern, dann wären die Staatsschulden nach zehn Jahren halbiert, so rechnet Felber vor.

Die Alternative sind Bankenkrach, Staatsinsolvenz, Hyperinflation, Währungsreform oder Bürgerkrieg – da ist sich Felber sicher. Zumal er davon überzeugt ist, dass die Rettungsschirmstrategie auch die Retter in Not und damit die „Gesamtinsolvenz der Euro-Zone“ bringen wird. Er verhehlt im Gespräch auch nicht, dass es womöglich erst irgendwo Unruhen geben muss, bevor die Politik endlich zur Vernunft kommt und dazu bereit ist, einen neuen Weg gehen. Eine Vermögenssteuer wäre das geringste Übel aus Sicht der Betroffenen – noch werde dies tabuisiert.

Für Felber ist die Währungsunion eine „Fehlkonstruktion“. Neben der Währungspolitik müssten auch Finanz-, Lohn-, Steuer- und Konjunkturpolitik „zumindest koordiniert“ werden. Sonst habe der Euro keine Chance. Er fordert mehr Integration, mehr Demokratie. Und geißelt den Lissabon-Vertrag als „undemokratisch und nichtig“. Trotz des „Neins“ in Frankreich, Holland und Irland – die meisten Europäer würden gar nicht erst gefragt – ist der Vertrag durchgedrückt worden. Die Regeln, die auch das Defizit deckeln und Finanzhilfen der Regierungen untereinander verbieten(), wurden zigfach gebrochen. Die Euro-Krise sei „eine fundamentale Krise der EU“, die Lösung weit weg. Aber man wird ja träumen dürfen. DIETER SÜRIG



Christian Felber: Retten wir den Euro. Deuticke. 160 Seiten. 10 Euro.



Geschenke!

In diesem Jahr könnte es passieren: Dass plötzlich ein „Kindle“ unter dem Weihnachtsbaum liegt. Natürlich schön verpackt in buntem Geschenkpapier. In einem Karton, der von der Größe her vielleicht an einen Bildband erinnert. Ein elektronisches Lesegerät, getarnt als Buch sozusagen. Ein Ding, das man nie haben wollte, weil man eben doch das haptische Bucherlebnis schätzt. Das Umblättern. Das Rascheln der Seiten. Die Möglichkeit, eine Buchseite jederzeit mit einem Eselsohr zu markieren. Echte Vorzüge eines gedruckten Buches eben. Doch nun, mit dem Kindle, iPad oder sonst einem Ding – alles vorbei.

Dieses Jahr könnte es passieren. Vertreter der Branche hatten ja zur Buchmesse verkündet, dass der Durchbruch des E-Books jetzt wirklich komme. Und der IT-Verband Bitkom spricht von enormen Zuwachsraten bei den Lesegeräten.

Nun kann man sich entweder über sein neues E-Book-Lesegerät freuen und zwischen den Jahren ganz viel Lesestoff auf die Festplatte beamen. Oder man kann es umtauschen – gegen echte Bücher. Mal abgesehen davon, wie man sich entscheidet: Das gedruckte Buch wird wohl noch lange zu den beliebtesten Weihnachtsgeschenken gehören.

Höchste Zeit also, nach spannenden Titeln zu suchen, die es zu Themen aus der Wirtschaftswelt gibt. Und die beschränkt sich beileibe nicht auf Geldanlage und Finanzkrise. Die SZ-Wirtschaftsredaktion empfiehlt sechs Bücher: Phänomene rund ums Geld, ein Roman über den irren Boom in London, Einblicke in ein Berliner Gründer-Café, Spitzen aus dem Privatleben eines Managers und eine Vision zur Euro-Rettung. Fast alle Titel gibt es übrigens auch für elektronische Geräte. Denn egal ob auf Papier oder digital, die Hauptsache ist ja: lesen! SZ

Wir wollen frei sein

Es ist beeindruckend, was man für Geld alles kaufen kann: parlamentarische Mitsprache, Staatsbürgerschaften und sogar Kinder – mit solchen und ähnlichen Beispielen lenkt Harvard-Professor Michael Sandel den Blick seiner Leser auf den Siegeszug des Preisschildes in unserer Gesellschaft. Und dem sagt er in seinem jüngsten Buch „Was man für Geld nicht kaufen kann. Die moralischen Grenzen des Marktes“ den Kampf an.

Bekannt wurde der charismatische Philosophie-Professor mit seiner Vorlesung „Justice“, die er Jahr für Jahr an der US-Eliteuniversität Harvard hält. Seitdem die Video-Aufzeichnung der Vorlesung im Internet weltweit millionenfach geklickt wurde, ist Sandel so etwas wie der Pop-Star der Philosophie.

Nun versucht er seinen Lesern nahe zu bringen, was der Unterschied zwischen einem Wert und einem Preis ist. Viele Ökonomen würden nicht beachten, dass manchmal schon allein die Tatsache, dass es einen Preis gibt, den zugrunde liegenden Wert zerstört. „Der Markt hinterlässt eine Spur“, schreibt Sandel. Man denke etwa an einen Liebesbrief oder eine Hochzeitsrede, deren Textvorlage in Redaktionsbüros gekauft werden kann. Wenn herauskommt, dass der Redner oder der Autor etwas für den Text bezahlt hat, dann ist die Enttäuschung groß.



Michael J. Sandel: Was man für Geld nicht kaufen kann. Die moralischen Grenzen des Marktes. Ullstein. 304 Seiten. 19,99 Euro.

Auch wenn die Ökonomen gern suggerieren, dass hinter allem ein „Anreiz“ steckt, den man nur verändern müsse, wenn man das Verhalten der Menschen ändern wolle. Man könne nicht jede Entscheidung wertneutral treffen – es sind moralische Entscheidungen. Als Beispiel dient ihm eine Schweizer Gemeinde, die kein Geld von der Politik nehmen wollte, damit bei ihnen im Ort ein Atommüll-Endlager gebaut wird. Sie stimmten erst zu, als sie dafür kein Geld geboten bekamen. Die Bürger wollten sich die Entscheidung nicht abkaufen lassen, sondern sie wollten frei entscheiden dürfen.

Fast unbemerkt habe sich der Markt in alle Bereiche unserer Gesellschaft eingeschlichen und unsere Werte aufgeweicht, warnt der Philosoph. „Wir haben nicht länger eine Marktwirtschaft, wir sind eine Marktgesellschaft geworden“, prangert er an. Ihn verwundert, dass selbst die Finanzkrise die Marktgläubigkeit in großen Teilen der Bevölkerung nicht erschüttert hat. „Wir müssen die Rolle der Märkte neu definieren“, fordert er. Damit will er Platz schaffen für die wirklich wichtigen moralischen Fragen. ANDREA REXER